Bitte beachten Sie meine Schaufenster.

Nur einige Tage!

Gelegenheit.

Kaufhaus 70

Waaren

Ausverkauf!

Ausverkaufs-Artikel

Ausverkaufs-Preise

den Ländern die Obst- und Blumenzucht jetzt zu einer Industrie geworden, die auf bestimmten Regeln begründet ist. Jetzt aber hat ein Däne eine Entdeckung gemacht, die allem Anscheine nach einen großen Sprung in der Kultur der Blumen bedeuten und Resultate ergeben wird, an die man bisher nicht denken konnte. Er benutzt anetische (schmerzstillende) Mittel zum Treiben der Pflanzen. Bis jetzt wurde ungefähr die folgende Methode beobachtet: Wollte man im Winter 1903 blühenden Flieder haben, so wählte man bereits im vorhergehenden Jahre geeignete Pflanzen aus, arrangierte sie, damit sie hauptsächlich Knospen bringen, zog sie heraus, pflanzte sie wieder ein etc. Im September 1903 begann dann das eigentliche Werk. Man zog die Pflanzen mit den Wurzeln heraus, entfernte sich alle Zweige, die nicht Blütenknospen zeigten, legte die Zweige trocken unter einen Schuppen und ließ sie welken. Sechs Wochen darauf bringt man sie in das Treibhaus, wo eine Temperatur von 26—28 Grad C. herrscht. Die Wurzeln werden eingepflanzt, man begießt, man heizt und wartet. Der Flieder zeigt sich für diese Behandlung erkenntlich, er glaubt wohl, der Mai sei gekommen, und um ihn in diesem Irrtum zu lassen, begießt man ihn mehrere Male täglich mit lauwarmem Wasser. Der Gärtner beobacht seinen Zögling, entfernt die schlechten Knospen; die, welche nur Blätter geben werden verringert und nach zwanzig Tagen steht der Flieder in schönster Blüte. Diese zeigt ein reines Weiß, will man farbige haben, dann muß die Temperatur niedriger, das Licht stärker sein, und es dauert 5—6 Tage statt 8. Was nun die neue Methode, die durch anetische Mittel betrifft, so beruht sie darauf, daß die Pflanzen eine gewisse Zeit ruhen müssen. Es geschieht dies jetzt durch Kälte und Trockenheit, aber dies erfordert längere Zeit und es ist natürlich von Vorteil, dieselbe abzukürzen. Sie werden also durch Aetherdämpfe eingeschläfert, die ihnen in einem geschlossenen Raume zugeführt werden. Gelangen sie aus diesem Bade, dann sehen sie nichts weniger als schön aus, die Blätter sind welk und fallen herab. Aber es machen sich doch auch günstige Zeichen bemerkbar, nämlich die sehr festen und geschwellten Knospen. So bringt man die Pflanzen direkt in das Treibhaus, wo sie in gute Erde kommen, heiße Temperatur herrscht und sie reichlich begossen werden. Doch ist nicht so viel Wärme nötig, wie beim gewöhnlichen Treiben, die Pflanzen sind augenscheinlich erregt, die Knospen wachsen, es entwickeln sich neue, und in unglaublich kurzer Zeit ist die Blüte da. Für Flieder, der nicht mit Aether behandelt ist z. B. sind 10—20 Tage länger nötig, und derselbe entwickelt sich nicht so schön. Natürlich werden noch mancherlei Beobachtungen stattfinden müssen, ehe man die neue Methode in vollendeter Weise wird zur Anwendung bringen können. Der Aether darf nicht zu lange Zeit gegeben werden, sonst schläft die Pflanze ein, um nicht wieder zu erwachen, wie das auch beim Menschen manchmal vorkommt, wenn er schmerzstillende Mittel erhält. Dann hat es sich auch bereits gezeigt, daß während für eine Aether, für andere Chloroform dienlich ist etc. Aber jedenfalls hat sich schon erwiesen, daß durch das Verfahren man nicht nur die Zeit der Ruhe bestimmen kann, während sonst abgewartet werden muß, bis die Natur sie herbeiführt, sondern dann auch ein viel schnelleres Erblühen stattfindet. Was weitere Beobachtungen noch für Verbesserungen bringen, bleibt abzuwarten.

*

Trunksucht in Rußland.

Aus Petersburg wird uns geschrieben:

Als Rußland das Spiritusmonopol einführte, geschah dies, wie offiziell behauptet wurde, hauptsächlich, um die Trunksucht, die hier so große Verheerungen anrichtet, zu bekämpfen. Dieser Versicherung schenkte man jedoch besonders als sich später zeigte, daß das Laster dadurch keinerlei Einschränkung erfuhr, wenig Glauben, ja es wurde sogar behauptet, die Regierung begünstige das Trinken, da ihr bedeutende Einkünfte daraus erwüchsen. Nun zeigt es sich aber, daß man in der Tat die Ausrottung des Uebels anstrebt, und daß, wenn dies durch das Monopol in keiner Weise erreicht worden ist, es nicht an der guten Absicht, sondern an der fehlerhaften Handhabung liegt. Von privater Seite fanden schon viele Versuche statt, um das furchtbare Nationallaster wenigstens zu vermindern. Temperenzgesellschaften erstanden, für die einflußreiche Persönlichkeiten sich interessierten, besonders Damen der Aristokratie Geld und Zeit opferten, aber erreicht ist nicht viel worden. Die Trunkenbolde aller Stände ließen sich einschreiben, besuchten die Konzerte, die Theater usw. um sich nachher aber zu betrinken „wie die Kosacken", wie man hier sagt. Der schön begonnene Abend mußte doch einen würdigen Abschluß haben! Man hat nun einen anderen Weg beschritten. Einer Privatgesellschaft ist es gelungen, Trunkenbolde nach den unbewohnten Inseln Kou und Saary zu bringen. Diese Inseln sind von einer wilden Schönheit, stehen aber mit dem Festlande in gar keiner Verbindung, so daß nichts hingebracht werden kann, daß der Kontrolle der Gesellschaft entgeht. Der Aufenthalt der Unglücklichen daselbst hat sich für diese als äußerst heilsam erwiesen, und so hat nun die Regierung beschlossen, dort u. auch auf anderen Inseln Trinkkolonien zu errichten wo unverbesserliche Trunkenbolde hingebracht und gezwungen werden, dort zu verbleiben so lange auch nur die geringste Befürchtung besteht, daß sie nicht vollkommen geheilt seien. Der Staat unterhält die Leute, doch müssen sie arbeiten, ohne Bezahlung dafür zu erhalten. Es werden indes „Prämien" erteilt werden, wenn die Heilung erfolgt. Ein Rückfall aber wird als ein Vergehen betrachtet und als solches bestraft. Die Etablissements werden nicht von Staatsbeamten, sondern von Ordensleuten geleitet, aber der Oberaufsicht der Regierung unterstehen.

*

Ein ungewöhnlich schwerer Orkan im Korallenmeere.

Das Bremer Vollschiff C. H. Wätjen hat im Stillen Ozean zwischen Neu-Kaledonien und den Salomon-Inseln einen Orkan überstanden, der nach Heftigkeit und Dauer seinesgleichen sucht. Die Schrecknisse, mit denen die mutige Besatzung des Schiffes während mehr als vier Tagen ununterbrochen zu kämpfen hatte, erinnern lebhaft an die Erzählungen über Sturmvorgänge, welche abenteuerstrotzende Seeromane ihren Lesern zu bieten pflegen. Nach dem Berichte, den der wackere Kapitän E. Dierks des 1743 Register-Tons großen Segelschiffs der Deutschen Seewarte übergeben hat, befand sich dasselbe auf der Reise von Newyork nach Yokohama am 1. März v. J. unter 15 Grad südlicher Breite und 161 Grad östlicher Länge, als ein in dieser Gegend ungewöhnliches Fallen des Barometers die erste Andeutung einer Störung des regelmäßigen Passats andeutete. Auch die Wolkenbildung ließ auf das Herannahen eines Sturmes schließen, und in der Tat nahm der Wind bis zum Abend zu und Regenböen stellten sich ein. Um Mitternacht war der Sturm da, und starkes Blitzen leuchtete am Südhorizont auf, doch stand das Barometer noch auf 755 Millimeter. Am folgenden Morgen waren die Windböen orkanartig, und das Barometer fiel bis Mitternacht auf 747 Millimeter, ununterbrochen strömte der Regen herab. Das Schiff wurde in die Lage gebracht, daß man, gemäß der Theorie, hoffen durfte, sich vom Sturmzentrum zu entfernen, allein der Wind wurde noch stärker und die See wilder, am nächsten Tage lag die (dem Winde abgewandte) Leeseite des Schiffes beinahe ununterbrochen unter Wasser. Es drohte die Gefahr des Kenterns, weshalb das einzige noch geführte Großmarssegel gelöst wurde und fortflog. Trotzdem legte sich das Schiff noch mehr auf die Seite, sodaß die Marsstangen (Verlängerungen der Untermasten) gekappt werden mußten. Vom Schiff war kaum noch etwas zu sehen, schwere Seen stürzten über Deck und Lucken, alles war Schaum und Gischt. Das Barometer war unterdessen bis auf 699 Millimeter gefallen, ein so rascher Fall, wie man ihn in jenem Meeresteile noch nie erlebt hat. An Steuerbord wurden sämtliche Boote von der See weggeschlagen und aus dem Mannschaftsraume alle Habseligkeiten der Leute fortgespült. Am 4. März morgens nahm der Sturm ab, und um 7 Uhr trat die völlige Windstille ein, welche den Vorübergang des Wirbelzentrums charakterisiert; die See aber wogte hier so furchtbar und wild durcheinander, daß auf dem Schiff alles an Steuerbord weggeschlagen wurde. Nachdem das Sturmzentrum vorübergezogen, sprang der Wind wieder auf, drehte nach Nord und raste noch mit größerer Wut als am Tage vorher. Auf dem Achterdeck konnte man sich nur festgebunden halten, und auf das Großdeck zu gelangen, war unmöglich. Das Barometer fiel von neuem, und während der folgenden Nacht sowie am Morgen des 5. März tobte der Orkan mit ungeschwächter Kraft, die See aber schien noch höher und wilder geworden zu sein. Nachmittags ging der Großmast und abends der Fockmast über Bord. Nachmittags brach ein heftiges Gewitter aus, Wassermogen stürzten über das Achterdeck und zertrümmerten das Oberlicht. Zuletzt brach ein Teil des Ruders an Bord, ein Schlag des Ruderbalkens traf den Kapitän, der in dem wilden Tumult der Elemente unter Deck gebracht werden mußte. Auch der zweite Steuermann wurde schwer verletzt. Das Schiff war steuerlos. Versuche, die See durch Petroleum zu beruhigen, hatten nur geringen Erfolg. So kam der 6. März heran, und der Orkan wehte noch immer mit gleicher Heftigkeit. Infolge eines neuen Ruderbruchs erhielt das Schiff ein Leck, in die Kajüte drang das Wasser in Strömen und schwemmte den Proviant, die dort liegenden Segel und einen Teil der beweglichen Kajüteneinrichtung fort; was an Bord noch Kraft besaß, mußte arbeiten, um das Wasser aus der Kajüte zu entfernen, da sonst der Untergang des Schiffes unabwendbar war. In der folgenden Nacht nahm der Wind endlich ab, auch die See beruhigte sich, das Barometer war auf 738 Millimeter gestiegen, und die erschöpfte Mannschaft faßte wieder Hoffnung. Während des ganzen Orkans hatten die Leute kein Wasser erhalten, sondern den Durst nur mit etwas Rotwein stillen können, den man in der Kajüte fand. Das Deck des Schiffes sah wie ein Trümmerfeld aus, von den Booten war nur noch das kleinste vorhanden. Als man zu den Pumpen gelangte, ergab sich, zum Schrecken der Besatzung, daß 4½ Fuß Wasser im Schiffe standen, es drohte wegzusinken. Die Hälfte der Mannschaft mußte deshalb an die Pumpen während die andere Hälfte aus der Vorlucke Ladung über Bord warf, um das Schiff zu erleichtern. Zum ersten Male seit Einsetzen des Sturmes konnte beobachtet werden, und es ergab sich, daß das Schiff sich unter 16 Grad 4 Minuten südlicher Breite und 162 Grad 55 Minuten östlicher Länge befand. Die See beruhigte sich endlich, und es wurde in den nächsten Tagen möglich, Notmasten und Notruder herzustellen. Indessen blieb das Schiff wenig steuerfähig, und man mußte es treiben lassen auf einer Route nach der Torresstraße zu, auf der der Kapitän hoffte, ein fremdes Schiff anzutreffen. Allein diese Hoffnung erwies sich als trügerisch ,und erst, nachdem das Schif volle 70 Tage umhergetrieben war gelang es, eine Insel an der Küste Neu-Guineas zu erreichen und dort Anker zu werfen. Unterwegs konnte die Wätjen noch ein Rettungswerk ausführen, indem sie acht Mann von der Besatzung einer Hamburger Bark, die auf einem Korallenfelsen gestrandet war, aufnahm. Der Mut, die Ausdauer und Disziplin der wackeren Seeleute während dieses unerhörten Sturmes und während des langen Schifftreibens nach demselben verdienen hohe Anerkennung, und dies um so mehr, als selbst unter den schwierigsten Verhältnissen sogar noch wissenschaftlich wertvolle Beobachtungen an Bord gemacht worden sind.

*

Na, noch 'ne Mark!

Eine drollige Szene spielte sich am Montag gelegentlich der Zwangsversteigerung eines Papageis in der städtischen Pfandkammer in der Neuen Schönhauser Straße in Berlin ab. Es hatten sich, wie üblich, zahlreiche Händler eingefunden, die jedoch bei der Versteigerung sich ziemlich zurückhaltend zeigten weil der Papagei sich teilnahmslos verhielt und alle Versuche seitens der Bieter, das Tier zum Sprechen zu veranlassen, fehlschlugen. Nur zwei Händler beteiligten sich lebhafter bei der Auktion; einer derselben suchte seinen Konkurrenten regelmäßig mit dem Rufe: „Na, noch 'ne Mark!" zu schlagen, der denn auch, als der Preis bis auf 42 Mark getrieben war nicht mehr mitbot. Der Gerichtsvollzieher hatte schon dreimal das letzte Gebot genannt und war im Begriff, den Zuschlag zu erteilen, als plötzlich der Papagei ausrief: „Na, noch 'ne Mark!" Diese unerwartete Vermehrung der Bieter verursachte natürlich ein lautes Gelächter- es entstanden sofort erhöhte Doppelgebote und schließlich wurde der Vogel zu dem Preise von 126 Mark verkauft.

*

Schnellwagen vor 100 Jahren.

Das „Journal de Liege" veröffentlicht folgende Nachricht aus seiner Nummer vom 6. Januar 1804: „Unter dem Namen Entreprise des Velociferes wird heute ein mit einem Erfindungspatent versehenes Unternehmen J. F. de Chabannes' angekündigt, das in allen Teilen des französischen Gebietes solche Leichtigkeiten, Bequemlichkeiten, Sicherheiten und Schnelligkeiten beim Reisen bieten will, die alles bisher Dagewesene übertreffen. Nach dem Wortlaut der Anzeige wird ein Wagen Reisende mehr als ein Drittel schneller befördern als die Briefpost. Andere Wagen werden die Reisenden schneller als die Briefpostwagen im Winter und fast ebenso schnell im Sommer befördern, ihnen aber trotzdem in vierundzwanzig Stunden acht Stunden Ruhe lassen. Dabei begnügt man sich mit billigen Preisen und will die Uebertreibung des Unternehmens nicht zur Uebertreibung der Säze mißbrauchen. Der Tarif ist folgender: 1 Frcs. für die Meile in Wagen erster Klasse, 75 Cent. in den öffentlichen Diligenzen, 50 Cent. auf den äußeren Vordersitzen, 40 Cent. auf den äußeren Hintersitzen, nur 30 Cent. auf den beiden letztgenannten Sitzplätzen für jeden Soldaten, der sich laut Ausweis zu seiner Truppe begibt oder in Urlaub geht, 20 Frcs. für die Beförderung des Zentners Güter auf 100 Meilen durch die Bagagewagen. Die Wagen sind gegenwärtig zur Ansicht des Publikums im Hotel des Velociferes auf dem Quai Voltaire ausgestellt." Worauf die größere Schnelligkeit dieser Wagen beruhte, geht aus der Anzeige leider nicht hervor.

Verlag und Rotationsdruck der Märkischen Vereinsdruckerei, Verantwortlicher Redakteur F. J. Knappe in Bochum.



Nr. 11. 15. Januar 1904

Die kleine Kapelle.

15) Preisgekrönte Novelle von A. de Poiseux. Genehmigte Uebersetzung. (Nachdruck verboten.)

Die blonde Marzeline war zum Entzücken hübsch in ihrem taubengrauen, mit leichten Spitzen garnierten Kleide, in dem mit weißen Satinschleifen und frischen Vergißmeinnichtsträußchen geschmückten Hute; ein kleines Bukett derselben Blumen prangte am Mieder, ihre in weite Ferne gerichteten, träumerischen Augen schienen alles um sich her zu vergessen, und in ihrer ganzen Erscheinung lag etwas so Aetherisches, so Unweisenhaftes, daß sie an die Jungfrauen der sächsischen Legende erinnerte, die unter der Führung der schönen und keuschen Hulda in die luftigen Regionen entfliehen.

Georgine hat ihren umfangreichen, vorn kapoteförmig aufgeschlagenen Hut durchaus mit roten Rosen und roten Bändern garniert sehen wollen. Die leuchtenden Farben warfen ihren Widerschein auf ihr lachendes Gesichtchen, das ohnehin schon glühte vor Stolz und Vergnügen.

Die beiden Schwestern, die sich durch die neue Toilette und die durch Herrn Vanderfull vorgenommene Besichtigung etwas verspätet hatten, betraten die kleine Kapelle gerade in dem Augenblicke, als die heilige Messe begann, und mußten die schon vollzähligen Reihen ihrer Gefährtinnen durchschreiten, um zu ihren Plätzen zu gelangen.

Marzeline war ganz verwirrt durch die auf sie gerichteten Blicke. Sie beeilte sich, niederzuknien und sich zu sammeln. Bis jetzt hatte sie noch nicht gewagt, ihre Augen nach der Seite hinzuwenden, wo die nicht zur Kongregation gehörigen Besucher des Gottesdienstes saßen . . . nach seiner Seite hin . . . . aber im Geiste sah sie ihn vor sich, entzückt und lächelnd, die Brust gehoben von dem Gefühle des Stolzes, das der Mann empfindet, wenn er diejenige geehrt sieht, die er liebt und von der er geliebt wird.

Vor und nach erhebt sie den Kopf und blickt um sich . . . Gütiger Himmel! Der Platz ist leer! Er ist nicht da! . . .

Gewohnheitsmäßig kniet seine Mutter in tiefe Betrachtung versunken auf dem benachbarten Betstuhle.

Ist er krank? Ist ihm ein Unglück zugestoßen? O, gewiß, nur solch wichtiger Grund konnte ihn hindern, ihrem lieben Stelldichein untreu zu werden!

Die arme Marzeline, die soeben noch so vergnügt, so hoffnungsfreudig war, fühlt, wie ein unbeschreibliches Unbehagen sich ihrer bemächtigt. Sie wird blaß. Tränen treten ihr in die Augen; zum ersten Male empfindet sie den Schmerz der Liebe, und sie wird gewahr, wie sehr der teure Abwesende ihr Herz erfüllt.

Ganz außer sich vor Angst, vergißt sie, sich beim Evangelium zu erheben, bei der Opferung niederzusitzen; sie vergißt, die Blätter ihres Gebetbuches zu wenden, und Georgine, die die ungewohnte Zerstreuung nicht begreift, sieht sich immer wieder veranlaßt, ihre Schwester sanft an dem Aermel zu zupfen, um sie in die Wirklichkeit zurückzurufen.

Sie kann ihre Augen nicht von der Tür abwenden, durch die sie ihn immer erscheinen sehen zu müssen glaubt, und die heilige Handlung nimmt ihren Fortgang, ohne daß die unglückliche Kongreganistin sich dessen bewußt wird.

Ein Glockenschlag ertönt: der heilige Augenblick, in welchem die heiligen Geheimnisse vollbracht werden, wo alle Gläubigen demütig niederknien und in gemeinsamer Anbetung sich vereinigen, naht heran. Marzeline rafft sich empor, um sich zu sammeln, um aus ihrem Geiste jeden anderen Gedanken, als den des heiligen Opfers, das vor ihren Augen dargebracht wird, zu verdrängen; vergebliche Anstrengung. Der Schmerz ist stärker, als der gute Wille, und das Bild, das sie mit aller Kraft aus ihren Gedanken verbannt, dessen Erscheinen ihr in dem feierlichen Augenblick wie eine Entweihung vorkommt, das Bild beherrscht und bedrückt sie. In Tränen gebadet, hebt sie später den Kopf empor, und nur mit Mühe gelingt es ihr, das Gesicht in ihr Buch vergrabend, ihrer Schwester die Spuren ihres Schmerzes zu verbergen. Georgine ist glücklicher Weise in ihrem Gebetbuche eine halbe Seite zurückgeblieben und jetzt eben in voller Arbeit, das Versäumte nachzuholen.

Das heilige Opfer ist vollendet. Man stimmt den Lobgesang an. Die Predigt des Herrn Rektors beginnt; das ist noch eine Frist von zwanzig bis fünfundzwanzig Minuten, ein letzter Hoffnungsanker.

Der greise Priester ist voll Begeisterung. Er spricht von dem Vertrauen, das wir in den Schutz der Heiligen setzen sollen.

„Wir haben unseren Schutzengel, den Zwillingsbruder unserer Seele, der unaufhörlich über uns wacht, uns in unserer Schwachheit stärkt, unsere Versuchungen, unsere Freuden und Hoffnungen mit uns teilt; der sich über unsere guten Gedanken und verdienstlichen Werke freut, aber sein Antlitz verhüllt mit bittere Tränen vergießt, wenn wir auf schlechtem Wege sind.

Welcher Schutz für Euch, meine lieben Kinder, in allen Lagen Eures Lebens, wenn Ihr Euch erinnert, daß der treue Gefährte wie Euer Schatten Euch zur Seite steht, daß er immer bereit ist, Euch zu raten und zu warnen. Wenn sich in Eurem Innern, auf dem tiefsten Grunde Eures Gewissens ein leises Flüstern hörbar macht: „Tue das, das ist gut! Gehe nicht dahin, das ist vom Bösen! Entferne, entferne die bösen Gedanken; es ist die höchste Zeit! Hüte Dich!" so ist das seine Stimme, seine sanfte, wohlwollende Stimme!"

Diese Worte, die Marzeline fast wie im Traume hörte, drangen tief in ihr Herz.

So hatte also auch sie einen Schutzengel, der alles sieht, alles weiß, was sie tut! Großer Gott! Wie konnte sie das vergessen! . . .

Die innere Unruhe, die sie in diesem Augenblicke empfindet, diese ungewohnten, vielleicht sogar strafbaren Gedanken, das ungestüme, sie gekannte Gefühl, das sie bis auf den Grund der Seele erschüttert, das Geheimnis, das sie in ihr tiefstes Inneres verbergen möchte, hat also einen Zeugen, einen traurigen, weinenden Zeugen, der sein Antlitz verhüllt, so wie es soeben gesagt wird! . . .

Bei diesen Gedanken schloß sie die Augen und verbarg errötend ihr Köpfchen, als hätte der Rektor Sauvageot in ihrer Seele gelesen und für sie allein gesprochen.

Dann ging der Redner zu den Heiligen über.

„Die Heiligen, liebe Kinder, sind uns um so schätzenswertere Freunde, als sie dieselben Wege gewandelt sind, wie wir. Sie kennen die Gefahren und die Prüfungen, denen wir ausgesetzt sind.

Welche staunenswerte Vereinigung von Verdiensten und Tugenden bieten uns diese strahlenden Geister, die wir alle verehren sollen, unter denen wir aber trotzdem diejenigen bevorzugen dürfen, die unserem Charakter und unserer Stellung am meisten entsprechen.

Um unserer Wahl zu Hilfe zu kommen, gibt uns die Kirche einen Namenspatron, dessen Beispiel wir befolgen und dessen Beistand wir mit um so größeren Vertrauen anrufen sollen, als wir seinen Namen tragen und gewissermaßen einen Teil seiner geistigen Familie ausmachen."

Der Redner hielt es für angemessen, die Aufmerksamkeit seiner jungen Zuhörerinnen durch einige Beispiele zu beleben, und erzählte ihnen mehrere ausfallende und rührende Beweise von der unbesiegbaren Kraft des Schutzes der Heiligen.

„Meine lieben Kinder," rief er einmal, „man erzählt, daß die heilige Katharina von Siena in ihre

Jugend ein so großes Vertrauen zum heiligen Josef, dem Bräutigam der allerseligsten Jungfrau Maria hatte, daß sie alle Tage an ihn schrieb, um ihn um das zu bitten, dessen sie bedurfte.

Ich selbst habe vor mehr als fünfzig Jahren ein Kind gekannt, das bei dem glorreichen Apostelfürsten dasselbe Mittel anwandte. Der kleine Knabe hatte den Entschluß gefaßt, sich ganz Gott zu weihen, und sehnte sich nach der unschätzbaren Ehre, eines Tages selbst das heilige Opfer darzubringen. Aber er stieß auf heftigen Widerspruch von Seiten seiner Familie, die ihn für einen anderen Stand bestimmte. Wie sollte er nun zu seinem edlen Ziele kommen? — Er glaubte nichts Besseres tun zu können, als seine Wünsche, so schön wie möglich aufgeschrieben und abgefaßt, auf ein mit Blumen und Guirlanden verziertes Blatt Papier zu setzen, so wie Ihr Euch dessen bedient, um Euren Eltern Eure Neujahrswünsche zu senden.

Diese demütige Bittschrift legte er am Fuße der Statue des heiligen Petrus nieder. Ihr wißt ja, der heilige Petrus war das erste sichtbare Oberhaupt unserer Kirche in Rom, und unser junger Schriftgelehrter hielt ihn aus diesem Grund für den Geeignetsten, ihn in die Reihen der ganz besonderen Diener Gottes aufzunehmen.

War das ein vernünftiger Schritt? Fehlte es ihm an Sinn und Verstand, wie die Kinder der Welt so gerne urteilen möchten? Das ist möglich, geliebte Töchter; sicher aber ist, daß von dem Tage an alle Hindernisse in sich zusammenfielen, daß der junge Postulant schon bald ins Seminar eintrat und später in der frohen Erwartung, die heilige Weihe zu empfangen, um die er so inbrünstig zum heiligen Petrus gebetet hatte, ein glücklicher Levit wurde.

Dieser Knabe, dieser Levit, dieser Priester, meine lieben Kinder, ist Euch nicht unbekannt. Ihr kennt ihn, so gut wie ich ihn kenne. Er ist es, der in diesem Augenblicke zu Euch spricht, der alte Rektor Sauvageot, der Euch kraft seiner eigenen Erfahrung auffordert, den Heiligen Euer ganzes Vertrauen zu schenken."

Begreiflicher Weise war die jugendliche Versammlung durch diesen unerwarteten Schluß tief bewegt, nur Marzeline hörte nicht, was um sie her vorging. In sich verloren saß sie da, und ihr Schmerz drückte sie um so mehr, als sie sich dessen schämte. Sie suchte gegen die sinnbeherrschenden Gedanken anzukämpfen, und nahm sich vor, sich gar nicht mehr umzusehen, aber bei dem geringsten Geräusche zuckte sie zusammen und eine unwiderstehliche Sehnsucht ließ sie in jedem Augenblicke ihrem Vorsatze untreu werden; sie wartete, hoffte noch immer.

Rektor Sauvageot steigt von den Stufen des Altars herunter und entfernt sich langsamen Schrittes. Die letzten Strophen des Lobgesanges verklingen mit den Schlußakkorden der Orgel. Die Kerzen werden ausgelöscht. Die jungen Mädchen schicken sich an, die Kirche zu verlassen; sie verlassen dieselbe, und der Freund ist nicht erschienen.

Konnte er sie schon vergessen haben? O nein! Marzeline mag diesen häßlichen Gedanken gar nicht fassen. Zum ersten Male bereut sie, sich so zurückhaltend gezeigt und ihr Geheimnis niemand anvertraut zu haben.

Soll denn die ganze Woche in dieser Unruhe vergehen? Und was soll aus der Landpartie werden, von der sie sich doch auch so viel Vergnügen versprach? Sie wird ihren Platz dabei ausfüllen, Onkel Vanderfull Ehre machen müssen, ja sie wird liebenswürdig und vergnügt erscheinen müssen, obschon sie den Tod im Herzen trägt.

Verdrießlich und niedergeschlagen verließ Marzeline die kleine Kapelle. In ihrem Köpfchen drängten sich Hunderte von bitteren Gedanken, und mit zerstreutem Ohre und ohne das gewohnte sanfte Lächeln empfing sie die Glückwünsche ihrer Gefährtinnen, die nicht begreifen konnten, daß man in solch hübscher Toilette noch traurig sein könne.

Sie hatte Eile, aus der lärmenden Gesellschaft fortzukommen und zog Georginchen, die gern noch länger geblieben wäre, um ihren schönen roten Hut und ihren prachtvollen neuen Sonnenschirm bewundern zu lassen, hastig hinter sich her.

„Bist Du nicht wohl, Marzeline?" fragte die Kleine ihre ältere Schwester, sobald sie allein waren. „O, ich ersticke!" antwortete diese. „Vielleicht bin ich gestern zu lange aufgeblieben."

Die beiden Schwestern gingen rasch zu Lisbeth, die ihre ganze Erfahrung und die treue Liebe einer zweiten Mutter aufbot, die liebe Kranke zu pflegen. Aber ach! Das Unwohlsein widerstand den zärtlichsten Sorgen, den kräftigsten Mitteln: Marzeline konnte nicht essen, sie fieberte und hatte Herzbeklemmungen. Als sie nach Hause ging, blieb die gute Kousine sehr besorgt zurück und ließ sich versprechen, daß Marzeline gleich zu Bette gehen und ihr am folgenden Morgen Nachricht senden werde. — — —

Was war denn dem so schmerzlich Vermißten widerfahren? O, die einfachste Geschichte von der Welt.

Als einsichtsvoller und vernünftiger Mann hatte Moritz Pastor die Notwendigkeit eingesehen, seine kleinen Ersparnisse für die, wie er hoffte, nicht mehr zu ferne Zeit, in der das wichtigste Ereignis seines Lebens eintreten werde, etwas aufzubessern. Er hatte sich deshalb mit der Bitte, ihm für seine Mußestunden einige Abschreibearbeiten zu verjorgen, an den ihm schon lange bekannten ersten Sekretär des Herrn Mauperthuis gewandt, und wir haben gesehen, daß seinem Wunsche vor zwei Tagen willfahrt wurde.

Man hatte ihm unverzüglich eine ganz ansehnliche Anzahl Akten zum Abschreiben zugestellt mit der Weisung, einen Teil derselben Sonntag Morgen vor acht Uhr ins Bureau zurückzubringen. Moritz hatte gedacht, er würde nicht längere Zeit aufgehalten werden, als ein so erfahrener erster Sekretär bedürfe, um die Akten durchzublättern und sich Rechenschaft über die Ausführung der Arbeit zu geben. Er fand aber Herrn Mauperthuis persönlich in den Bureauräumen anwesend, der seinem neuen Angestellten in einem Tone, welcher keine Gegenrede zuließ, anbefahl, sich zu setzen und zu warten. Man kann sich denken, wie ungelegen dem armen jungen Manne dieser Aufenthalt kam. Er rückte ängstlich auf seinem Stuhle, an den die Pflicht ihn fesselte, hin und her und versetzte sich in Gedanken in die kleine Kapelle, wo man ihn in derselben Ungeduld und Unruhe erwartete, die er hier durchkostete.

Hundert mal war er im Begriffe, fortzulaufen und die Akten Herrn Mauperthuis und seinen ganzen Anhang im Stiche zu lassen.

Indessen die Furcht, dem Freunde, der ihn hier eingeführt hatte, Unbequemlichkeiten zu bereiten, hinderte ihn daran, und überdies hoffte er von einer Minute zur anderen, man würde ihn endlich entlassen.

Der so sehr gewünschte und zugleich gefürchtete Augenblick kam. Zum ersten Male verhandelte der junge Expedient mit seinem neuen Vorgesetzten, der ihm noch mürrischer und anspruchsvoller schien, als er beim ersten Augenblick geglaubt hatte.

Indessen er überstand mutig und zu seinem großen Vorteil das summarische Examen, dem sein Gegenüber ihn mit einem langen, mißtrauischen Blicke unterwarf. Herr Mauperthuis ging darauf zur Lesung der Akten über, die er Buchstabe für Buchstabe musterte, was Moritz als ein neues, schreckliches, endloses Opfer erschien.

Fortsetzung folgt.

Frau Lore.

Roman von J. Jobst.

(Nachdruck verboten.)

„Dann müssen Sie neues Blut einführen, Herr Baron, hörte Lore ihren Mann voller Eifer sagen, Fasanen und Hasen lassen wir aus Schlesien kommen. Sie sollen sehen, wie das hilft. Auch würde ich es mit dem Bronzeputer versuchen. Hier, wo der große Forst in den königlichen übergeht, und sich meilenweit fortzieht, sind alle Chancen geboten, daß das schöne Wild fortkommt.

Nun geriet der alte Herr auch in Eifer, und Wieblitz blieb nicht zurück, die frischen Jägerherzen schlugen in demselben Takte, es galt kein Unterschied des Alters, noch des Ranges. Der Baron vergaß, daß es nur sein Administrator war, mit dem er sich in ein so heftiges Wortgefecht einließ, und Wieblitz schürte durch ein hier und da eingeworfenes Wort den Kampf der Meinungen. Verstohlen warf er dann und wann durch die sich verdichtenden Schatten des Zwielichts einen Blick nach den beiden Frauen hinüber, er sah sie vertieft in leisem Zwiegespräch, aber verstehen konnte er nichts. Und als nach mehr denn einer Stunde — so lange hatte der Besuch gedauert — die drei Menschen das Schloß verließen, sagte Wieblitz behaglich schmunzelnd: Die erste Bresche ist gelegt, das weitere bringt die Zukunft!

Walter faßte mit stürmischem Impuls nach der Hand des Forstmeisters: Das danken wir Ihnen. Wenn Sie nicht meinen trotzigen Sinn gebrochen hätten, wären wir noch nicht so weit.

Ach, und die liebe Baronin, rief Lore fröhlich, sie hat gebeten, ich solle recht oft zu ihr kommen zu einem Plauderstündchen.

Jubeln Sie nicht zu früh, liebe Frau Lore, die Nackenschläge werden nicht ausbleiben, und eine mächtige Eiche fällt nicht auf den ersten Streich, aber den Anfang haben wir, und Sie, junger Mann, haben den springenden Punkt erfaßt, gleich einem gewiegten Diplomaten, Sie gewannen sein Jägerherz.

Das ist ihm nicht schwer geworden. Lore lachte. Auf den Weidmann Walter Schulz bin ich während meiner Ehe stets eifersüchtig gewesen, denn er raubt mir meinen Liebsten.

Schadet nichts, Frau Lore, der Jagd tragen alle Frauen Groll nach, meine Alte auch, aber sei es drum, wir können es nicht ändern. Und wenn die Frau klug ist, findet sie sich nicht nur in das Unabänderliche, sondern nimmt fröhlichen Anteil an der Liebhaberei ihres Mannes, und so wette ich mit Ihnen, daß Sie den jungen Fasanen und den munteren Häschen, die der Assessor im Frühling kommen läßt, Ihre mütterliche Fürsorge zuwenden werden.

Lore schlug in die freundlich dargebotene Rechte. Fasanen- und Hasenmutter, Herr Forstmeister? Das ist wenigstens etwas ganz neues.

Herzerquickend klang das frische Frauenlachen durch die heraufdämmernde Nacht, und droben im Schloß stand ein alter, müder Mann an den geöffneten Fenster seines Zimmers, horchte auf die hier so fremdartigen Töne, dann murmelte er vor sich hin: Das also ist Frau Lore.

Forstmeister von Wieblitz sollte Recht behalten, diesem ersten Besuch an den so viele fröhliche Hoffnungen geknüpft wurden, folgte keine Aufforderung zu einem zweiten. Das alte Ehepaar erwiderte denselben an einem Tage, wo Assessors sich auf einer längeren Tour durch den Wald befanden, und so sah Lore sich auf den Verkehr mit der Lehrersfrau beschränkt. Sie schalt sich wohl heimlich aus, wenn ihre Sehnsucht sie immer wieder zu den alten, lieben Frauenbilde führte, das dort im Schlosse sein gespenstisch einsames Leben verbrachte. Sie wußte es aus der Baronin Munde, daß sie sich nach Verkehr sehne, also konnte nur der alte Herr die Schuld an der Lage der Dinge tragen, und sie grollte ihm tief und nachhaltig. Walter redete zum Guten, aber das half nichts, und als der Zufall eine unverhoffte Begegnung im Wald herbeiführte, neigte Frau Lore den hübschen Kopf so stolz, und der Blick ihrer Augen traf den alten Herrn in so stahlhartem Glanz, daß er der schlanken Gestalt betroffen nachsah. War das dieselbe Frau, die sich in liebevoller Sorgfalt um seine Gattin bemüht hatte? Der Baron mußte an diesem Tage des öfteren an diese Begegnung denken, dann aber erblaßte die Erinnerung.

Ein harter, langer Winter brachte Eis und Schnee und beschränkte den Aufenthalt im Freien auf kurze Stunden. Zwischen der Pfarre, dem Lehrerhause und dem Kavalierhause war der Verkehr ungemein rege, und die Kinder waren bei Onkel Pastor so heimisch wie bei sich zu Hause. Werner und Klein-Ursel blühten und gediehen, daß es eine Lust war, und als nach langem Harren der Monat März warme, sonnige Tage brachte, da sprangen die Kleinen wie ein paar losgelassene Böcklein mit vielen kleinen Freunden auf der Kuppel herum, wo es sich gut spielen ließ. Marie, das Kindermädchen, führte die Aufsicht über die lustige Schar. Frau Lore wollte nachkommen, sie mußte noch rasch zur Pfarre hinüber, um sich Rat zu erbitten wegen des Gemüsegartens. Ein Stück Land, das sich seitlich vom Kavalierhaus erstreckte, war Walter zu freier Benutzung überwiesen worden, und Lores Phantasie zeigte sich schon in Rosenlauben, duftigen Erdbeeren und köstlichen zarten Spargeln, deren Anpflanzung aber zu ihrem Kummer erst in drei Jahren eine Ernte versprach. Der Pastor war nicht zu Hause, er jenes Dorf, sagte das Mädchen. Da mußte sie sich also selbst helfen, und schritt wieder nach Hause zurück, um dem Arbeitsmann der das Land umgrub, Bescheid zu sagen.

Eine Weile sah sie zu, wie die Schollen des festen Erdreiches umgebrochen wurden, und die Harke glättend über die Oberfläche fuhr; am liebsten hätte sie mitgeholfen. Na, ihr blieb nachher noch genug, wenn das Säen begann und sie dem Unkraut zu Leibe gehen würde. Ein Mustergarten sollte es werden; Guste freute sich auch schon auf die Draußenarbeit, sie kannte sich darin aus. Da kam sie gerade eilig einhergerannt: Gnä' Frau, gnä' Frau, Sie sollen fix tau den Herrn Lutnant kommen.

Lore beeilte sich, dem dringenden Wunsch nachzukommen. Walter wollte doch heute Morgen ins Feld reiten und erst heute zu Mittag wieder kommen.

Sei sünd do! flüsterte Guste geheimnisvoll, als Lore heran war.

Wer? fragte die junge Frau.

Die wilden Biester.

Lore lachte heil auf, die Fasanen und Hasen waren gekommen, und nun wußte Walter sicher nicht, wohin damit. Im Flur trat er ihr entgegen, sie sah nicht, daß in der geöffneten Eßzimmertür Baron von Schulz stand, der sich bei ihrem Erscheinen etwas zurückzog.

Sind sie alle heil angekommen, Walter? fragte sie, ganz atemlos vom raschen Lauf.

Ja, Lore.

Wo hast Du sie denn eingesperrt? Doch wohl im Hühnerstall?

Aber Lore, die kostbaren Tiere darf ich doch nicht aus den Augen lassen, bis sie eingesetzt werden.

Sind sie etwa in der Speisekammer? inquirierte Lore voller Sorge.

Nein, im Wohnzimmer, da ist es warm, und das Zimmer können wir am besten entbehren.

Lore ließ sich auf einen Stuhl fallen und sah ihren Mann ganz entgeistert an: Die Hasen und Fasanen sind in unserem Wohnzimmer?

Ich habe den Teppich rasch herausbringen lassen und zusammengerollt.

Zuerst wollte sie böse werden, die kleine Frau, dann aber fiel ihr Wieblitz' Rat ein, und daß sie eigentlich schon damals der sonderbaren Einquartierung guten Empfang zugesichert hatte, und so tat sie das beste, was sie tun konnte, sie lachte, flog Walter um den Hals und schalt noch immer lachend: Also die Wohnstube ist gerade gut genug für das kostbare Wild. O, ihr edlen Jäger, was für Schauderdinge werde ich noch erleben. Nächstens nächtigen wohl gar noch kleine Frischlinge in unserem Hause. Aber nun komm, Liebster, damit ich die Eindringlinge begutachte.

Lore lief in das Eßzimmer und stand vor dem Baron, der ihr herzlich die Hand entgegenstreckte, indem er rief: Assessor, Sie sind zu beneiden um solch prächtige Weidmannsfrau. Lore wollte zwar nicht, aber schon lange lag ihre kleine Hand in der des Barons, dessen schönes Auge abbittend das ihre suchte.

Sagte er es wirklich, oder war es Täuschung, leise wie in einem Hauch verklang es an ihrem Ohr: Haben Sie Geduld mit einem einsamen, alten Manne, Frau Lore.

Seit dieser Stunde ging Lore durch Dick und Dünn für ihren Baron, und Walters Wünsche für die Zukunft wuchsen riesengroß heran, als wollten sie den Himmel stürmen.

* * *

Welch' ein Frühling! Die bekanntesten ältesten Leute wußten sich nicht eines solchen zu erinnern. Flutendes Licht, wohlige Wärme dunkelblauer Himmel und die grünen Triften leuchtend in ihrem neuen Kleide. In den Wäldern wehten, grünen Schleiern gleich, die zarten Blätter auf und nieder und ließen die goldenen Sonnenstrahlen zu dem smaragdenen Moosteppich hinuntergleiten, aus dem weiße, gelbe und blaue Blumenaugen, für ihr bescheidenes Leben dankend, zu ihrem Schöpfer emporblickten. Wie emsig die Insekten auf und nieder tanzten, von fern her klang das Lachen des Spechtes durch den Forst, und in den lichten Schonungen pfiff eine Drossel. Schön war's zu wandern durch die fröhliche, blühende, grünende Gotteswelt. Vergessen war der finstere Wintergast mit seinen Nebeln den kurzen Tagen und langen Nächten vergessen die trüben Gedanken des Lebens Jammer und Herzeleid der Blick wurde hell, das Herz schlug rascher in verjüngter Kraft, und die Brust öffnete sich weit, um den Atem des Frühlings eindringen zu lassen in die kräftig arbeitenden Lungen.

So schritt der alte Herr einher in seinem Reich, und den blitzenden Augen entging nichts von dem heimlichen Weben und Leben um ihn her. Unvermerkt ging der Wald in den Park über, in kurzer Zeit war er zu Hause. Jetzt bog er in die Lindenallee, ein leichter Wind spielte in den hellgrünen Blättern und ließ huschende Schatten und goldene Lichter auf den Wegen tanzen. Dort am Ende näherte sich etwas Kleines, ein winziges Menschlein war's. Werner wollte seinem Vater entgegengehen, der versprochen hatte, auf diesem Wege zurückzukommen. Nun er die hohe Männergestalt gewahrte, beschleunigte er seine Schritte, aber er lief nicht wie sonst wohl. Jetzt waren sich die Beiden so nahe, daß sie sich erkennen konnten, und zu des Barons Erstaunen machte der kleine Bursche kehrt und schritt denselben Weg zurück, ohne von ihm Notiz zu nehmen. Diese kühle Nichtachtung des sonst so warmherzigen, zutraulichen Knaben, den er schon oft belauscht hatte in seinem Tun und Treiben, reizte die Neugierde des alten Herrn, und er beschleunigte seinen Gang derart, daß er ihn sehr bald eingeholt hatte.

Warum machst Du denn vor mir Kehrt? fragte der Baron.

Weil ich Dich nicht stören soll, sagte Werner und blickte mit den sprechenden dunklen Augen zu dem Frager empor, dann setzte er wie aus seinen eigenen Gedanken hinzu, den Großpapa Forstmeister störte ich nie und den Onkel Pastor auch nicht, aber alte Leute sind wohl verschieden.

Wenn ich Dir nun sage, daß Du mich nicht störst, Werner, dann leistest Du mir wohl etwas Gesellschaft?

Das tu' ich gern, Baron, lautete die ernsthafte Antwort. Ich hätte Dich schon gern lange was gefragt.

So, dann frage nur, aber ich bin etwas müde, wir wollen uns hier auf die Bank setzen.

Ja, das wollen wir tun ich bin auch schrecklich müde.

Du bist müde fragte der alte Herr erstaunt.

Bin ich auch sonst nicht, Baron, aber wenn Du den Rappen eine Stunde bewegt hättest, würdest Du auch steif. Alle Knochen tun mir weh. Wie ein gichtkranker Mann ging Werner neben dem erstaunten Schloßherrn her.

Den Rappen bewegt, eine Stunde? Aber Junge, wie alt bist Du denn

Fünf Jahre schon, Baron. Der Christian wollte es erst auch nicht, aber ich habe es durchgesetzt. Der Christian tut alles, was ich will, noch mehr wie der Siegfried.

Bist Du denn nicht heruntergefallen? fragte der Gutsherr verblüfft.

Dafür habe ich doch zwei Hände, um mich festzuhalten, so dumm bin ich nicht.

Verwundert blickten die Augen des alten Herrn auf den kleinen Knirps, der alles so selbstverständlich fand. —

Wissen Deine Eltern, daß Du reitest?

Das ist nicht nötig, Baron, und ich bitte Dich, sage es nicht. Der Christian hat mich schon tüchtig mit Salbe eingeschmiert, daß ich morgen wieder reiten kann. Der Rappe wirft so toll, sagt Christian, und da ist die Haut ein bischen herunter. morgen ist es schon wieder heil.

Halb belustigt halb gerührt, sah der alte Herr auf das mannhafte kleine Menschenkind herunter, dann seufzte er tief auf. So war sein Junge auch gewesen.

Werner hatte ihn forschend betrachtet, der Baron sah ganz so aus wie ein Großvater, und wirklich, er glich auch ein wenig dem Großpapa Forstmeister, aber der seufzte nie. Leise stahl sich sein warmes Händchen wie tröstend in die alte Männerhand, und dann saßen die beiden da und blickten in tiefe Gedanken versunken auf die spielenden Lichter dort auf dem breiten Wege. Es war sonst Werners Art nicht, so still zu sitzen, aber mochten es nun die Schmerzen der jungen Glieder sein, oder ein feiner Herzensstaft des klugen Kindes, kurz, der Kleine störte das Sinnen seines Gefährten nicht.

Du wolltest mich doch was fragen, Werner? fragte das Stillschweigen unterbrechend, der alte Herr.

Das hatte ich doch ganz vergessen, Baron; gut, daß Du mich erinnerst. Ich wollte Dich schon lange was fragen. Ist das wahr, daß Du gar keinen Menschen leiden kannst? Die Dorfleute sagen es, und wenn ich den Erdmann frage, dann antwortet er nicht. Aber so was gibts doch gar nicht, schloß Werner mit seinem Lieblingsausdruck.

Du hast wohl alle lieb, kleiner Werner? antwortete der Baron ausweichend.

Alle, die mich lieb haben, habe ich auch lieb, lautete die echte Kinderantwort.

Ja, siehst Du mein kleiner Mann, Dich haben alle Menschen lieb, aber mich liebt keiner.

Nein, Baron das sag' nur nicht tröstete der Kleine. Vielleicht haben sie Dich nicht so toll lieb, wie der Vater die Mutter, oder ich den Vater gern hab' und die Mutter, oder den Siegfried und den Onkel Pastor und den Christian und den — — —

So viele haben Dich lieb, kleiner Werner, und Du freust Dich darüber. Mich alten Mann kann aber keiner leiden.

Fortsetzung folgt.

Allerlei.

Tägliche Erinnerungen.

16. Januar.

1756: Beginn des 7jährigen Krieges. 1794: Gibbon, englischer Geschichtsschreiber, †. (London). 1831: Alexander Fürst zur Lippe, geb. 1858: E. Zintgraff, Afrikareisender, geb. (Düsseldorf). 1891: L. Delibes, Komponist, †. (Paris). 1901: A. Böcklin, †. (Fiesole).

*

Treiben von Blumen und Obst.

Der Winter ist gekommen, aber wenn man durch die Straßen der großen Städte wandert, dann könnte man glauben, die schönste Zeit des Jahres sei da, aus so vielen Schaufenstern grüßen die lieblichen Kinder Floras in vollstem Erblühen. Der Flieder, diese Frühlingsblume par excellence, selbst in in prächtigen Exemplaren zu erblicken, und wenn auch der Geruch nicht so süß, die Farbe weniger schön und zart ist, Liebhaber findet er doch, die gern hohe Preise dafür bezahlen. Doch ist es noch nicht allzu lange her, daß es gelungen, den Winter weniger trübe erscheinen zu lassen, indem man auch dann die Blumen hervorzauberte, die sonst nur die heißeren Sonnenstrahlen hervorlockte. Daß man mit Hilfe von Glas und Dünger Gemüse hervorgebracht, auch zu einer Zeit, da die Natur sie sonst nicht bescheert, ist schon ziemlich alten Datums. Im 17. Jahrhundert begann man damit, doch dauerte es lange, bis man die Methode auf weniger prosaische Produkte, auf Früchte erstreckte, saß die Mitte des vorigen Jahrhunderts war dazu herangekommen und erst die Neuzeit hat es mit Erfolg versucht, Blumen zu treiben und dabei die merkwürdigsten, oft fast widernatürlich erscheinenden, oft aber auch sehr erfreulich wirkenden Resultate erzielt. Noch ist aber das letzte Wort nicht gesprochen, die Gärtner werden von Jahr zu Jahr geschickter, da sie sich mehr und mehr die Errungenschaften der Wissenschaft zunutze machen. Die Entdeckungen der Gelehrten in den Laboratorien werden von ihnen verfolgt und in den Vereinigten Staaten, wo die wissenschaftliche Organisation der Landwirtschaft und des Obstbaues einzig dasteht, gibt es zahlreiche Stationen, die sich hauptsächlich mit Untersuchungen beschäftigen, wie man die Produkte der Natur verbessern, verschönern und zu allen Zeiten erzielen kann. In Deutschland ist man diesem Beispiel gefolgt und in bei-